

*Von Maeve Binchy sind bereits folgende Titel
im Knaur Taschenbuch erschienen:*

Herzenskind

Cathys Traum

Sommerleuchten

Wege des Herzens

Straße ins Glück

Ein Haus in Irland

Ein Cottage am Meer

Über die Autorin:

Maeve Binchy wurde in Dublin geboren, studierte Geschichte und arbeitete als Lehrerin. 1969 ging sie als Kolumnistin zur *Irish Times*. Sie hat zahlreiche Romane, Kurzgeschichten und Theaterstücke geschrieben. Ihre Romane, darunter »Der grüne See«, »Die irische Signora« und »Ein Haus in Irland«, wurden in England, den USA und in Deutschland zu Bestsellern. Auch »Cathys Traum«, »Wiedersehen bei Brenda« und »Insel der Sterne« landeten gleich nach Erscheinen ganz oben auf den internationalen Bestsellerlisten.

Maeve Binchy starb am 30. Juli 2012.

Maeve
Binchy

Zeit der
Kastanienblüte

Aus dem Englischen
von Gabriela Schönberger

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Chestnut Street« bei Orion Books, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2017
Knaur Taschenbuch
© 2014 Gordon Snell
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ilse Wagner
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © Lee Avison / Arcangel Images;
© huber-images.de / Ripani Massimo; FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51645-4

2 4 5 3 1

Gordon Snell
Dalkey
Dublin

Knockglan, Castlebay, Mountfern – all die Orte, die Maeve in ihren Romanen und Geschichten erschuf, waren für ihre Leser ebenso real wie jede andere Kleinstadt in Irland. Oft genug musste das irische Fremdenverkehrsamt interessierten Besuchern erklären, dass sie leider keinen Bus oder Zug besteigen könnten, um dorthin zu gelangen.

So ist auch die Chestnut Street ein fiktiver Ort, aber das darin porträtierte Dublin ist äußerst real: eine Stadt im Wandel der Zeit, zum Leben erweckt in den Geschichten, die sich um die Bewohner dieser Straße und ihre Familien ranken.

Maeve schrieb über mehrere Jahrzehnte hinweg an diesen Erzählungen, in denen sich die Stadt und die Menschen der jeweiligen Epoche widerspiegeln. Stets präsent war dabei der Wunsch, sie eines Tages als Sammlung herauszugeben, mit der Chestnut Street im Mittelpunkt. Deshalb freut es mich sehr, dass ihre Verleger sie nun – ganz in ihrem Sinn – zu Maeve Binchys *Zeit der Kastanienblüte* im vorliegenden Band vereint haben.

Gordon Snell

Inhalt



Dolly und ihre Mutter	11
Nur ein Tag im Leben	25
Fays neuer Onkel	47
Ein Problem für mich allein	62
Worauf es ankommt	78
Joyce und ihr Blind Date	94
Liberty Green	109
Eine Kur gegen Schlaflosigkeit	125
Eine Belohnung für Miss Ranger	133
Entscheidung in Dublin	147
Die falsche Bildunterschrift	162
Star Sullivan	172
Taxifahrer sind unsichtbar	181
Eine Karte zum Vatertag	198
Eine Frage der Würde	202
Eine gute Investition	225
Ein Sprung ins kalte Wasser	237
Lilians goldfarbenes Haar	246
Blumen von Grace	260
Die Bauarbeiter	272
Bucket Maguire	284
Ein älterer Herr	309

Philip und die Kunst des Blumensteckens	315
Umgangsrecht	327
Bis wir in Clifden sind	337
Die Rache der Frauen	344
Die Entdeckung	358
Die Lotterie der Vögel	366
Madame Magic	378
Schweigen ist Gold	388
Sie meint es nur gut	402
Plötzliche Erkenntnis	412
Ein fairer Tausch	422
Der Blumenkasten	429
Finns Zukunft	441
Ein Abend im Jahr	448

Zeit der
Kastanienblüte

Dolly und ihre Mutter



Nur weil ihre Mutter schön war, hatte sie es so schwer. Wäre ihre Mutter rund und pummelig oder dürr und voller Falten gewesen, hätte Dolly sich mit dem Erwachsenwerden um einiges leichter getan, aber so gab es nicht die geringste Hoffnung für sie. Mutter war groß und gertenschlank, und ihr Lächeln wirkte auf jeden ansteckend. Und wenn sie lachte, drehten sich sogar Fremde mit einem beifälligen Blick nach ihr um. Zudem war Mutter eloquent und nie um eine Antwort verlegen. Sie besaß das Talent, ihre langen, lilafarbenen Seidenschals so elegant zu drapieren, dass sie beim Gehen schmeichelnd ihre Figur umspielten. Band Dolly sich einen Schal um den Hals, sah sie damit aus, als sei sie bandagiert oder ein Fußballfan. Dick, unersetz, farblos und uncharmant, wie sie war, fiel es ihr bisweilen nicht schwer, ihre eigene Mutter zu hassen. Allerdings hielt dieses Gefühl meist nie lang an, und von Hass konnte eigentlich auch nicht die Rede sein. Niemand vermochte Mutter zu hassen – schon gar nicht ihre linkische Tochter, die von ihr stets wie eine Prinzessin behandelt wurde und deren Vorzüge hervorzuheben Mutter nicht müde wurde. Dollys schöne, dunkelgrüne Augen zum Beispiel, in denen man sich Mutters Ansicht nach so leicht verlieren konnte. Doch Dolly hatte ihre Zweifel. Bisher war weit und breit niemand in Aussicht, der lang genug hineingeschaut hätte, um festzustellen, dass ihre Augen tatsächlich grün waren. Ganz zu schweigen davon, hoffnungslos in deren Tiefen zu versinken. Und immer wieder musste Vater herhalten, um Dollys wunderbares Haar zu bewundern. »Sieh doch nur, wie dick und gesund es ist. Shampoo-Hersteller werden unsere Doll noch auf Knien anfle-

hen, Reklame für sie zu machen.« Mit milder Überraschung, aber gehorsam, wandte Vater dann seine Aufmerksamkeit Frau und Tochter zu, mit staunenden Augen, als wäre dem Hobby-ornithologen der Anblick eines seltenen Eisvogels vergönnt. O ja, was für ein prachtvolles Gefieder. Nicht eine kahle Stelle, pflegte er zerstreut zu erwidern.

Dolly war weniger begeistert von ihrem mausgrauen Haar. Außer dass es dicht und üppig wuchs, gab es nicht viel Positives darüber zu berichten. Und genau das hob Mutter in ihren überschwenglichen Komplimenten immer wieder hervor.

Alle Mädchen an ihrer Schule liebten Dollys Mutter. Sie war stets freundlich zu ihnen, interessierte sich für ihre Angelegenheiten und vergaß nie ihre Namen. Die Mädchen kamen gern in das Haus in der Chestnut Street, vor allem am Samstagnachmittag. Dollys Mutter stellte ihnen dann ihre ausgemusterten Schminkutensilien zur Verfügung: alte Lippenstiftstummel, fast leere Lidschattendöschen, eingetrocknete Puderreste. Im Haus gab es einen großen Spiegel mit Beleuchtung wie in einer Künstlergarderobe; vor dem konnten die Mädchen ausgiebig üben. Dollys Mutter stellte nur eine Bedingung. Bevor sie nach Hause gingen, mussten alle Spuren der Kriegsbemalung mit Kleenex und Coldcream wieder getilgt sein. Mutter überzeugte sie davon, dass auf diese Weise ihre Haut frisch und gesund bleiben würde, so dass Dollys Freundinnen das Abschminken fast ebenso viel Spaß machte wie das Bemalen ihrer jungen Gesichter.

Hin und wieder fragte Dolly sich, ob ihre Freundinnen tatsächlich ihretwegen oder doch nur wegen ihrer Mutter kamen. In der Schule ignorierten sie sie meistens, und nach dem Unterricht blieb Dolly meist allein zurück, während die anderen Arm in Arm davoneilten. Nie war sie auf dem Pausenhof von einer Gruppe lachender Mädchen umringt, niemand wollte mit ihr nach der Schule zum Bummeln gehen, und im Sportunterricht wurde sie normalerweise stets als Letzte in eine

Mannschaft gewählt. Sogar die arme Olive, die richtig schwabbelig war und dicke, runde Brillengläser trug, wurde oft noch vor Dolly auserkoren. Wäre Mutter nicht gewesen, hätte in der Schule wahrscheinlich niemand Notiz von ihr genommen. Eigentlich hätte Dolly dankbar sein müssen, denn im Gegensatz zu allen anderen in ihrer Umgebung hatte sie eine Mutter, die allgemein beliebt und anerkannt war. Normalerweise wusste Dolly das auch sehr zu schätzen, aber am glücklichsten war sie doch, wenn sie mit ihrer Katze spielte.

Für den Wohltätigkeitsbasar ließ sich Mutter immer einen anderen originellen Kuchen einfallen, jedoch nie üppig verzierte Torten, die die anderen Mütter in Verlegenheit gebracht hätten, oder trockene Napfkuchen, für die Dolly sich hätte schämen müssen. Mal war der Kuchen über und über mit Smarties dekoriert, ein andermal mit Kapuzinerkresseblüten, die man bedenkenlos mitessen konnte – zumindest laut Zeitungsartikel, den Mutter beigelegt hatte. Für das Schultheater stellte Mutter stets die tollsten Utensilien zur Verfügung und beschwerte sich nie, wenn sie die Sachen nicht mehr zurückbekam. Einmal hatte Mutter Miss Power sogar um das Strickmuster ihres Pullovers gebeten und das gute Stück tatsächlich nachgestrickt. Aber in einer anderen Farbe, wie sie Miss Power erklärte, damit sie nicht wie Zwillinge aussahen. Die arme Miss Power – im Gegensatz zu Mutter ein unscheinbares Mauerblümchen – hatte vor Freude rosige Wangen bekommen und auf einmal richtig sympathisch gewirkt.

Nun stand Dollys sechzehnter Geburtstag bevor, der groß gefeiert werden sollte. Mutter besprach alles ausgiebig mit ihrer Tochter.

»Sag mir doch mal, wie du dir deine Party vorstellst, und dann will ich noch wissen, wie die anderen aus deiner Klasse feiern werden. Es gibt nichts Schlimmeres als eine Mutter, die völlig danebenliegt und ihre Tochter ins Kino oder zu McDonald's schleppt wie ein kleines Mädchen.«

»Du machst doch nie was falsch, Mutter«, erwiderte Dolly dumpf.

»O doch, das kann mir auch passieren, Doll, Schätzchen. Ich bin immerhin gefühlte hundert Jahre älter als du und alle deine Freundinnen zusammen. Meine Ideen stammen quasi noch aus dem letzten Jahrhundert. Deshalb bin ich darauf angewiesen, dass du mir genau sagst, wie du dir das vorstellst.«

»Du bist doch keine hundert Jahre älter als wir.« Dolly räusperte sich. »Du warst dreiundzwanzig bei meiner Geburt, und jetzt bist du noch keine vierzig Jahre alt.«

»Oh, aber bald werde ich es sein.« Mutter seufzte und warf einen kurzen Blick in den Spiegel, aus dem ihr ein makellostes Gesicht entgegensah. »Bald bin ich eine runzlige, bucklige, exzentrische Vierzigjährige.« Sie brach in perlendes Gelächter aus, und Dolly stimmte mit ein. Diese Vorstellung war einfach lächerlich.

»Was hast du eigentlich an deinem sechzehnten Geburtstag gemacht?«, fragte Dolly. Panisch versuchte sie, den Moment so lang wie möglich hinauszuzögern, an dem sie zugeben musste, dass sie keine Ahnung hatte, wie ihre Party aussehen sollte, und dass sie sich im Grunde schrecklich davor fürchtete.

»Ach, Liebes, das ist schon eine Weile her. Ich weiß aber noch, dass es ein Freitag war, weshalb wir dasselbe getan haben wie alle anderen auch. Das heißt, wir haben uns eine Musiksendung im Fernsehen angeschaut, *Ready, Steady, Go!*. Und dazu gab es Würstchen und eine Geburtstagstorte und Musik von den Beatles auf meinem alten Plattenspieler. Anschließend sind wir in einen Coffeeshop weitergezogen, wo viel gelacht wurde und wir einen Eiskaffee nach dem anderen tranken. Und dann sind wir alle mit dem Bus wieder nach Hause gefahren.«

»Das hört sich lustig an«, sagte Dolly sehnsüchtig.

Mutter seufzte. »Na ja, damals herrschte noch tiefstes Mittelalter. Heutzutage ist man viel fortschrittlicher. Wahrscheinlich wollt ihr alle in die Disko gehen, oder? Was haben denn die

anderen Mädchen an ihrem Geburtstag gemacht? Jenny ist doch bereits sechzehn, Mary auch. Und Judy?» Fragend sah Mutter sie an, während sie die Namen von Dollys Freundinnen auflistete. Ihr lag sehr viel daran, dass sich ihre Tochter auf keinen Fall ausgeschlossen fühlte.

»Ich glaube, Jenny ist einfach ins Kino gegangen«, erwiderte Dolly.

»Sie hatte natürlich auch Nick.« Dollys Mutter nickte weise. Die Mädchen vertrauten ihr alle ihre kleinen Geheimnisse an.

»Und was Judy gemacht hat, weiß ich nicht«, antwortete Dolly verstockt.

»Wieso denn nicht, Schätzchen? Sie ist doch deine Freundin.«

»Ich weiß es trotzdem nicht.«

Mutters Gesichtsausdruck wurde merklich weicher. Offensichtlich hatte sie sich für eine andere Vorgehensweise entschieden, als sie beschwichtigend fortfuhr: »Ist schon gut, vielleicht hat sie ja gar nichts unternommen. Oder nur im Kreis ihrer Familie gefeiert. Und das kannst du selbstverständlich nicht wissen.«

Dolly fühlte sich schlechter denn je zuvor. Wie stand sie nun da vor ihrer Mutter? Ihre Freunde feierten ohne sie, und sie selbst war so bedauernswert, dass sie eine peinliche Party geben musste, um sich deren Freundschaft zu erkaufen. Dolly wurde das Herz schwer. Sie wusste, dass man ihren hängenden Mundwinkeln ansah, wie sie sich fühlte. Wie gern hätte sie ihrer klugen, liebenswerten Mutter ein Lächeln geschenkt, die nur versuchte, ihr zu helfen. Sie hatte ihr immer geholfen, sie aufgebaut, sie bewundert. Doch Dolly wollte einfach kein Lächeln gelingen.

Mutter hätte jeden Grund gehabt, sich bei dieser zutiefst undankbaren Tochter als Märtyrerin zu fühlen. Aber dafür war sie nicht der Typ. Ganz im Gegensatz zu Judys Mutter, die permanent jammerte und sich über ihre Töchter beklagte, die ihr das Leben schwermachten. Und was Jenny betraf – deren Mut-

ter konnte einem manchmal vorkommen wie eine Geheimagentin, so argwöhnisch überwachte sie auch noch die harmlosesten Aktivitäten ihrer Tochter. Marys Mutter wiederum war völlig anders: Gramgebeugt unter der Last der Verantwortung für eine Tochter im Teenageralter, vermittelte sie das Bild einer mittelalterlichen Madonna. Dollys Mutter war die Einzige, die stets optimistisch, heiter und voller Pläne war. Leider hatte sie kein Glück gehabt, als das Schicksal ihr statt einer lebhaften Tochter nur die langweilige, farblose Dolly zugeteilt hatte.

»Warum bist du eigentlich immer so nett zu mir, Mutter?« Dolly war es ernst mit ihrer Frage, und sie wollte endlich wissen, woran sie war.

Mutter schien nicht sonderlich überrascht zu sein über die Frage. Munter lächelnd ging sie darauf ein wie auf jede andere Bitte, die an sie herangetragen wurde.

»Ich bin doch nicht nett zu dir, Schätzchen. Ich benehme mich ganz normal ... aber dein sechzehnter Geburtstag soll ein besonderer Tag werden, an den du immer gern zurückdenkst ... so wie meiner, auch wenn das vielleicht kindisch ist. Wenigstens habe ich ihn nicht vergessen, und auch nicht die albernen Kleider und Frisuren von damals. Und deshalb wünsche ich mir auch für dich, dass du einen glücklichen Tag erlebst.«

Dolly überlegte einen Moment, ehe sie antwortete. Alle ihre Freundinnen, die sie zu Hause besucht hatten, waren voll des Lobes für ihre Mutter gewesen und hatten gemeint, dass sie eigentlich eher wie eine große Schwester sei. Ihr könne man alles anvertrauen, und sie habe für alles Verständnis.

»Mutter, bitte, lass es sein. Im Ernst. Ich werde nie einen glücklichen Tag erleben. So etwas wird es für mich nicht geben. Glaub es mir. Es ist nicht mehr so, wie es für dich war oder auch jetzt noch für dich ist. Ich will ja nicht jammern. Ich sage nur, wie es ist.«

Dolly zwang sich, nicht in Tränen auszubrechen, und betete

darum, dass sich so etwas wie Verständnis auf dem Gesicht ihrer Mutter abzeichnen möge. Stattdessen sah Mutter sie nur tief besorgt an, aber mit echtem Verständnis für ihre Lage hatte das nichts zu tun. So war es immer gewesen.

Und so ließ sie den tröstenden Wortschwall ihrer Mutter über sich ergehen: Jede Fünfzehnjährige fühle sich deprimiert, in diesem Alter sei man schließlich weder Fisch noch Fleisch. Aber bald schon würde die Welt anders aussehen, Dollys wunderschöne grüne Augen würden wieder leuchten, und sie würde sich mit wehendem Haar und voller Vorfreude in die Abenteuer stürzen, die das Leben für sie bereithielt.

Dolly starrte auf die schlanken, weißen Finger mit den perfekt geformten, langen, rosigen Fingernägeln, als ihre Mutter nach ihrer Hand griff. Sie betrachtete die Ringe, die zwar nicht übermäßig groß waren, Mutters kleine Hand aber noch zarter erscheinen ließen. Und diese Hand streichelte nun Dollys klobige Hand mit den abgekauten Fingernägeln, den Tintenflecken und den Kratzern, die sie sich an den Brombeerbüschen geholt hatte.

Das ist alles nur meine Schuld, dachte Dolly. Mutter konnte nichts dafür, sie war diejenige, die schlecht war. Böse und verrottet bis ins Innerste ihres Herzens, dem es an Feinfühligkeit und Sanftmut mangelte.

Auch ihr Vater wirkte oft melancholisch, dachte Dolly, wenn er sich mit hängenden Schultern müde den Hügel vom Bahnhof heraufschleppte, die Aktenmappe in der Hand. Doch seine Miene heiterte sich auf, sobald er Mutter erblickte, die an einem der oberen Fenster stand und ihm zuwinkte, ehe sie leichtfüßig die Treppe hinunterlief, um ihm um den Hals zu fallen, kaum dass er an der Tür war. Und sie beschränkte sich nicht auf einen flüchtigen Kuss, sondern umarmte ihn fest samt Aktenmappe, Regenmantel, Abendzeitung und allem Übrigen. War sie in der Küche, ließ sie alles stehen und liegen und rannte zu ihm. Dolly fiel auf, wie froh und sogar über-

rascht er jedes Mal wieder zu sein schien. Er selbst war nicht der Typ für spontane Gesten, reagierte darauf aber wie eine Blume auf die Sonne, wenn sie hinter den Wolken hervortrat. Schlagartig verschwand der bekümmerte Ausdruck von seinem Gesicht. Mutter belästigte ihren Mann nie mit Problemen, wenn er nach einem harten Arbeitstag nach Hause kam. Sogar wenn es einen Wasserrohrbruch gegeben haben sollte, erfuhr er erst später davon. Viel später.

Und deswegen kam Mutter nun auch voller Vorfreude auf ihren sechzehnten Geburtstag zu sprechen, den sie nicht als Problem ansah, sondern dem sie – im Gegenteil – mit glänzenden Augen entgegenfieberte. Der sechzehnte Geburtstag eines Mädchens war so etwas wie ein Symbol, eine Landmarke, ein Meilenstein und musste schließlich gebührend gefeiert werden. Was also sollten sie tun, um ihrer Tochter einen unvergesslichen Tag zu bereiten?

Dolly sah einen zärtlichen Ausdruck über Vaters Gesicht huschen. Er kannte sicher auch andere Familien, in denen die Mütter so ganz anders waren als ihre, Familien, in denen es ein Anlass zum Streit war, wenn die Kinder eine Party feiern wollten. Vater konnte sich glücklich schätzen, mit einer Ausnahmefrau wie Mutter verheiratet zu sein, der einzigen Frau auf der Welt, die sich darauf freute, eine Party für ihre Teenagertochter zu geben.

»Na, da wird uns schon was einfallen.« Er strahlte über das ganze Gesicht. »Du bist ein echtes Glückskind, Dolly. Das steht schon mal fest. Selbstverständlich bekommst du eine Party zum sechzehnten Geburtstag.«

»Aber es macht mir nichts aus, wenn wir uns das nicht leisten können«, wagte Dolly zaghaft einzuwenden.

»Selbstverständlich können wir uns das leisten. Wozu arbeiten deine Mutter und ich schließlich, wenn wir uns nicht hin und wieder etwas Besonderes gönnen würden?«

Sofort fühlte Dolly sich schuldig. Sollte sie das glauben? Nahm

Vater tatsächlich die tägliche Fahrerei in das gesichtslose Büro auf sich, aus dem er abends todmüde nach Hause zurückkehrte, nur um sich teure Geburtstagsfeiern leisten zu können? Bestimmt nicht. Und wie war das mit Mutter, die vormittags in einem großen Blumengeschäft aushalf? Tat sie das alles nur, um hin und wieder finanziell ordentlich über die Stränge schlagen zu können? Dolly hatte immer gedacht, dass Mutter gern in dem Laden mit all den schönen Pflanzen arbeitete. Mittags konnte sie sich mit ihren Freundinnen zum Essen treffen, und aus dem Geschäft brachte sie oft welke Blumensträuße mit nach Hause, die sie wieder aufpöppelte. Und ihr Vater ging zur Arbeit, weil Männer das nun mal so taten. Sie fuhren in ein Büro und bearbeiteten Akten. Dolly stellte fest, dass sie wohl nicht viel über die Dinge des Lebens wusste. Kein Wunder, dass sie sich nicht so gut mit anderen Menschen unterhalten konnte. Nicht so wie Mutter. Erst neulich hatte sie mit angehört, wie Mutter mit dem Postboten ein Gespräch über das Thema Glück geführt hatte. Unvorstellbar, sich mit einem Mann, der die Post brachte, über ein so ernstes Thema zu unterhalten. Und dabei hatte er sehr interessiert gewirkt und bedauert, dass es leider nicht genügend Leute gebe, die sich mit solchen Dingen auseinandersetzen.

»Mutter, ich weiß nie, was anderen gefallen könnte. Dir fällt doch immer etwas ein. Was würden meine Freundinnen wohl gern unternehmen?«

Dolly fühlte sich klein und unbedeutend wie nie im Leben. Wer, um alles in der Welt, würde jemandem wie ihr auch nur ein Quentchen Sympathie entgegenbringen? Ein verwöhntes Gör sei sie, würden sie bestimmt sagen. Ein Mädchen, das alles hatte und es nicht zu schätzen wusste. Mutter hatte natürlich keine Ahnung von diesen Gedanken. Sie war viel zu sehr damit beschäftigt, anderen behilflich zu sein.

»Wie wäre es mit einem Mittagessen?«, sagte sie plötzlich.
»Lunch am Samstag im The Grand Hotel – ihr könntet euch

alle so richtig schick machen und dürftet euch sogar eine Flasche Wein teilen. Unter der Bedingung natürlich, dass ihr viel Mineralwasser dazu trinkt. Ihr könntet *à la carte* bestellen ... alles, was ihr wollt. Was hältst du davon?«

Das klang nicht schlecht und war mal etwas anderes.

»Würdest du denn mitkommen?«, fragte Dolly.

»Unsinn, Schätzchen. Deine Freundinnen wollen bestimmt keine alte Tante wie mich ...«

»Bitte, Mutter«, flehte Dolly.

Nun gut. Mutter ließ sich überreden. Da sie am Samstag ohnehin arbeitete, könne sie sich ja einen albernen Hut aufsetzen und ihnen auf ein Glas Wein Gesellschaft leisten.

Dollys Freundinnen waren begeistert. Eine großartige Idee. Die Gelegenheit, ihr neues Kleid auszuführen, dachte Jenny; und wenn Nick erfuhr, dass sie im The Grand Hotel lunchten, würde er sterben vor Neid. Mary wollte sich gleich die Speisekarte anschauen, damit sie wussten, was sie bestellen sollten. Und vielleicht wären sogar Leute vom Film da oder Modelagenturen, die Nachwuchs suchten, wie Judy hoffte. Dass Dollys Mutter so etwas eingefallen war – genial.

»Wieso hat deine Mutter eigentlich immer so tolle Ideen?«, fragte Jenny.

Dolly verzog das Gesicht. »Ich wohl nicht, wie?«

»Ach, du nervst, Dolly«, erwiderten Jenny und Mary wie aus einem Mund, spazierten aus dem Klassenzimmer und ließen Dolly, die sich wünschte, die Welt würde auf der Stelle als riesiger Feuerball untergehen, allein zurück. Dolly sah mit einem Mal keinen Sinn mehr darin, an einem Ort zu leben, an dem die eigenen Eltern es für eine gute Idee hielten, viel Geld auszugeben, um andere zum Lunch einzuladen, die in einem sowieso nur eine Nervensäge sahen. Als Miss Power ins Zimmer kam, saß Dolly immer noch da.

»Jetzt häng hier nicht so herum, Dolly. Geh raus an die frische Luft, damit du etwas Farbe ins Gesicht bekommst. Außerdem

ist dein Uniformrock schon wieder am Saum eingerissen, und dein Pullover hat Flecken. Deine Mutter ist in deinem Alter bestimmt nicht so herumgelaufen.«

»Nein, sie war sicher damals schon perfekt«, erwiderte Dolly gekränkt. Missbilligend schüttelte die Lehrerin den Kopf.

Samstagvormittag, am Tag des Geburtstagsessens, hatte Mutter einen Termin beim Friseur und bei der Maniküre für ihre Tochter ausgemacht. Dolly hatte sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, ebenso wenig wie sie den Gutschein für ein neues Kleid hatte haben wollen.

»Das wird sicher ein Reinform, Mutter«, hatte sie gesagt. »Das läuft doch immer so bei mir.«

Bildete sie sich das nur ein, oder wurde Mutters Blick tatsächlich ein wenig hart?

»Soll ich dir vielleicht etwas zum Anziehen aussuchen?«, hatte Mutter daraufhin vorgeschlagen. Und natürlich hatte sie ein entzückendes grünes Kostüm gefunden, genau in der Farbe ihrer Augen, wie sie Dolly versicherte. Es passte wie angegossen, und den anderen Mädchen gefiel es auch. Selbstverständlich waren sie höflich zu ihr, ihnen blieb gar nichts anderes übrig. Schließlich wurden sie von ihr in The Grand Hotel eingeladen. Dennoch schienen sie von ihrem Anblick beeindruckt zu sein. Ihr Haar schimmerte seidig, ihre Fingernägel waren zwar kurz, aber sauber und rosig; die Kosmetikerin hatte sie sogar lackiert, so dass Dolly nicht mehr darauf herumkauen konnte.

Die Reservierung war auf Dollys Namen erfolgt, und der Manager des Hotels hieß sie auf das Herzlichste willkommen.

»Und Ihre entzückende Mutter wird später auch noch vorbeischaun«, hatte er gesagt.

»Ja, sie muss noch arbeiten, wissen Sie«, erklärte Dolly.

»Arbeiten?«

»Ja, im Blumenladen«, fügte Dolly hinzu.

Aus irgendeinem Grund fand er das offensichtlich äußerst

amüsan. Er lächelte, beschwichtigte sie aber sofort. »Aber natürlich. Sie ist eine wunderbare Frau, Ihre Mutter. Sie stattet uns hin und wieder einen Besuch ab. Leider viel zu selten.«

Als Mutter den Raum betrat, zog sie die bewundernden Blicke aller auf sich. Ihre Vorfreude schien groß, als sie sich zu der Gruppe junger Mädchen setzte. Man hätte meinen können, es handele sich dabei um eine höchst illustre Runde und nicht um vier verlegen dreinblickende Teenager, die fast ein wenig verloren wirkten inmitten all der Pracht. Aber als die vier Mädchen mit einem Schluck Wein auf die frischgebackene Sechzehnjährige in ihrer Mitte anstoßen durften, sah die Welt mit einem Mal freundlicher aus, und sie fühlten sich beinahe erwachsen, so, als würden sie tatsächlich hierhergehören. Dolly entging nicht, dass sie sich viel selbstbewusster im Speisesaal umsahen. Diesen Tag würde bestimmt keine von ihnen je vergessen. Ich auch nicht? fragte sich Dolly. Würde sie sich noch nach Jahren daran erinnern, so wie ihre Mutter, die weder die Schallplatten, die sie gespielt hatten, noch das Fernsehprogramm oder den Coffeeshop vergessen hatte?

Mutter hatte vorgeschlagen, nach dem Essen gemeinsam in der Stadt zu bummeln und bei den Straßenmusikern und Tänzern am Brunnen vorbeizuschauen. Später habe sie allerdings noch ein paar Dinge zu erledigen und müsse sie deshalb eine Weile allein lassen. Als die Mädchen ihre Mäntel aus der Garderobe holten, kamen sie sich sehr erwachsen und selbständig vor.

Dolly hatte keinen Mantel dabeigehabt; das grüne Kostüm war warm genug. Also wartete sie draußen, während die anderen kichernd in der Tür zur Damentoilette verschwanden. Erst schlenderte Dolly ein wenig hin und her, ehe sie, ohne sich etwas dabei zu denken, die Tür zum Büro des Managers aufstieß. Sie hatte ihre Mutter, die die Rechnung persönlich begleichen wollte, hineingehen sehen. Dolly wollte sich bei ihr bedanken und ihr sagen, wie sehr sie diesen Tag genossen hatte und wie

gut ihr das neue grüne Kostüm gefiel. Mutter und der Manager standen dicht beieinander. Er hatte einen Arm um Mutter gelegt und streichelte mit der anderen Hand ihr Gesicht. Sie lächelte ihn zärtlich an.

Dolly konnte gerade noch zurückweichen, schaffte es aber nicht mehr, die Tür zu schließen. Erschrocken ließ sie sich auf eines der Brokatsofas in der Lobby fallen.

Mutter und der Manager hatten die offene Tür anscheinend sofort bemerkt und wirkten ziemlich aufgelöst, als sie herauskamen. Die Angst, ertappt worden zu sein, vergrößerte sich noch, als sie das Mädchen vor dem Büro auf dem Sofa sitzen sahen. Im gleichen Augenblick jedoch traf die schnatternde Schar der Schulfreundinnen ein. Man verabschiedete sich, bedankte sich, und dann kehrten die Mädchen mit Dolly und ihrer Mutter in die Stadt zurück. Jenny, Judy und Mary liefen voraus. Dolly ging nachdenklich neben ihrer Mutter her.

»Wieso heiße ich eigentlich Dolly?«, fragte sie unvermittelt.

»Na, um deinem Vater einen Gefallen zu tun, haben wir dich nach seiner Mutter Dorothy benannt, aber mir hat der Name nie gefallen. Und da du ein richtiges kleines Püppchen warst, habe ich dich Dolly genannt.« Wie jede Frage hatte Mutter auch diese arglos und ohne lang zu überlegen beantwortet.

»Versuchst du eigentlich immer, es allen Menschen recht zu machen?«

Erstaunt sah ihre Mutter sie an.

»Ja, ich denke schon. Das habe ich bereits früh gelernt. Es anderen Menschen recht zu machen, erleichtert das Leben kolossal.«

»Aber es ist nicht immer ehrlich gemeint oder entspricht dem, was du gerade fühlst, oder?«

»Nein, nicht immer.«

Dolly hätte sicher auch eine Antwort bekommen, wenn sie Mutter nach dem Hotelmanager gefragt hätte. Das wusste sie. Doch was sollte sie fragen? Liebst du ihn? Wirst du Vater ver-

lassen und mit ihm zusammenleben? Nehmen dich auch noch andere Männer in den Arm? War es das, was du noch zu erledigen hattest?

Und plötzlich war es Dolly klar, dass sie nichts sagen würde. Nicht eine Frage würde sie stellen. Aber sie würde darüber nachdenken, ob der Weg, den Mutter eingeschlagen hatte, tatsächlich der richtige war. Das Leben war kurz, warum also nicht lächeln und es anderen Leuten recht machen ... Menschen wie ihrer Schwiegermutter Dorothy, die mittlerweile längst verstorben war; Menschen wie Miss Power, deren Pullover man nachstrickte; Menschen wie Vater, den man liebevoll am Tor begrüßte. Oder auch ihrer mürrischen, uncharmanten Tochter, für die man eine Geburtstagsparty organisierte.

Als Dolly sich bei Mutter unterhakte, um mit ihr zum Brunnen zu gehen, traf es sie wie ein Schock, und sie wusste, dass sie ihren sechzehnten Geburtstag niemals vergessen würde. Für sie würde dies stets der Tag sein, an dem sie erwachsen geworden war. Der Tag, an dem ihr klargeworden war, dass es viele Möglichkeiten gab, das Leben zu bewältigen, und dass Mutters Weg nur einer von vielen war. Nicht unbedingt der richtige und auch nicht der falsche. Nur einer von vielen, für die man sich entscheiden konnte.